Dr. Franz Oppenheimer:



[Di]e soziale Bedeutung [d]er Genossenschaft.



1899.

[I]n Commission: Verlag der Sozialistischen Monatshefte,
Gleditsch St. 23, Berlin W.



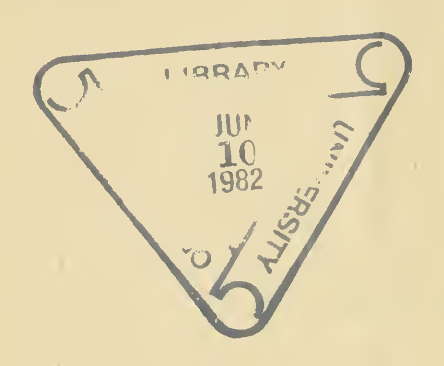


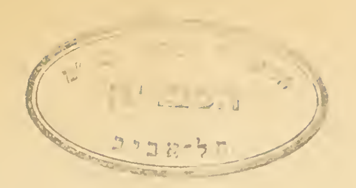
Die soziale Bedeutung der Genossenschaft.

Von

Franz Oppenheimer.

Berlin 1899.
Verlag der Sozialistischen Monatshefte
(In Commission).





Ehe ich mich zu meinem eigentlichen Thema wende, sehe ich mich genöthigt, einige einleitende Worte über meine Gesammttheorie vorauszuschicken, und zwar, weil ich auf das Entschiedenste einem Missverständniss entgegentreten muss, das mich schon getroffen hat, und ohne Zweifel wieder treffen würde. Herr Mehring und Herr Conrad Schmidt[1]) haben mich in ihren Anzeigen meines Werkes mehr oder minder verblümt als Utopisten bezeichnet.

Es entspricht das einer nicht sehr löblichen Eigenart der sozialdemokratischen wissenschaftlichen Kritik. Wer einen nichtsozialistischen, konkurrenzfreundlichen Standpunkt vertritt, wird ohne Weiteres in das Fach Manchestermann geworfen; wer für das Eingreifen des Staates bei Erhaltung der heutigen Wirthschaftsverhältnisse ist, wandert ins Registerfach der Reaktionäre resp. Staatssozialisten; und wer Sozialist ist, ohne Marxist zu sein, fliegt ins Schubfach der Utopisten. Mit dieser polizeilichen Abstempelung wird dann im Allgemeinen die kritische Aufgabe als gelöst betrachtet.

Ich sehe mich nun genöthigt, gegen meine Kontrollmarke als Utopist mit aller mir möglichen Energie Verwahrung einzulegen. „Die Aufgabe des wissenschaftlichen Sozialismus,“ sagt Fr. Engels, „war nicht mehr ein möglichst vollkommenes System der Gesellschaft zu verfertigen, sondern den geschichtlich-ökonomischen Verlauf zu untersuchen, dem das Proletariat und die Bourgeoisie und ihr Widerstreit mit Naturnothwendigkeit entsprangen, und in der dadurch geschaffenen ökonomischen Lage die Mittel zur Lösung des Konflikts zu entdecken . . . . Der bisherige Sozialismus — vor Marx — kritisirte zwar die bestehende kapitalistische Produktionsweise und ihre Folgen, konnte sie aber nicht erklären, also auch nicht mit ihr fertig werden.“

Wenn ich die Ansicht verfechte, eine bisher so gut wie unbekannte Form der Genossenschaft erscheine befähigt, die soziale Frage zu lösen, so scheint allerdings der Vorwurf berechtigt, ich wolle ein möglichst vollkommenes System der Wirthschaft verfertigen, sei also Utopist. Um diesen Gedanken im Keime zu ersticken, habe ich in meinem letzten Werke, Seite 490, als letztes Wort der gesammten theoretischen Darstellung, also an einer nicht leicht zu übersehenden Stelle, Folgendes gesagt: „Dazu könnte die landwirthschaftliche Arbeiterproduktivgenossenschaft helfen, als das bequemste und schnellste Mittel zum Zwecke. Nöthig ist sie nicht! Es brauchte kein glücklicher Entdecker zu kommen, um die soziale Frage zu lösen. Sie ist kein Problem für einen Heros des Witzes, sondern die Krankheit eines gewaltigen Körpers. Der heilt sich selbst, ohne Arzt, ohne Heros.“

[1]) Conrad Schmidt: Grossgrundbesitz und soziale Frage. Sozialistische Monatshefte, 1898, pag. 405 ff., 452 ff.

Deutlicher kann man sich wohl kaum ausdrücken.

Ich will also nicht eine neue Wirthschaft verfertigen, sondern ich sehe eine solche kommen, als Naturprozess; ich sehe das Kreissen einer Welt, und halte nichts weiter für möglich, als dass man die Entbindung durch geburtshelferische Maassnahmen vielleicht beschleunigen, jedenfalls aber erleichtern kann. Genau so dachte prinzipiell Marx selbst. Auch er war ja der Meinung, dass der letzte Akt der Geburt durch eine mit sanfter Gewalt erfolgende Expropriation der Expropriateure herbeigeführt werden würde.

Um zu zeigen, dass mein Gedankengang grundsätzlich derselben Methode folgt, wie der von Marx selbst, will ich aus einer Anzeige meines Buches durch Professor Julius Wolf eine Stelle zitiren: „Was Marx hier vom Kapital erzählt, dass es als Privatkapital der Störenfried, der Dämon der sozialen Ordnung sei, und dass seine Umwandlung zum gesellschaftlichen Kapital allein die Harmonie der sozialen Ordnung wieder herzustellen vermöge, welche Umwandlung aber gemäss der in der bürgerlichen Ordnung wirksamen Entwickelungsgesetze sich von selbst vollzieht, genau das berichtet uns Oppenheimer vom Grossgrundeigenthum."

Die Parallele ist also eine vollkommene — und darum habe ich das Recht, gegen meine Einschätzung als Utopist zu protestiren. Meine ganze Lehre kann falsch sein, aber sie ist unter keinen Umständen utopistisch im Sinne des wissenschaftlichen Sozialismus.

* * *

Wenn ich mir nun die Freiheit nehme, dem gewaltigen Bau der Marxschen Kritik der Oekonomie ein ganz neues System entgegenzustellen, so habe ich dazu eine Reihe von Ursachen und eine Reihe von Gründen.

Die Ursachen bestehen darin, dass das wissenschaftliche Material heute in einer ganz andern Fülle und Ordnung vorliegt, wie damals, als Karl Marx sein System niederschrieb. Wir verfügen über massenhaftes, gesichertes statistisches Material, und ebenso über massenhaftes gesichertes historisches Material, das er noch nicht besass. Und wir müssen heute eingestehen, dass die Grundlagen, auf denen er aufbaute, nicht nur unvollkommen, sondern geradezu tragunfähig waren. Marx' Statistik war falsch, — das kann kein ehrlicher Mann heute mehr leugnen, und darum stürzen die Folgerungen, die er daraus gezogen hat, z. B. die Verelendungstheorie; und Marx' historische Darstellung war falsch[2]) — und darum fallen die daraus gezogenen Entwickelungsgesetze der kapitalistischen Gesellschaft. Herr Conrad Schmidt hat zwar meine 272 Seiten historische Darstellung in zwei Zeilen abgethan mit der Verlegenheitsphrase: sie liesse auch eine andere Deutung zu. Ich erwarte aber dennoch von seiner Loyalität das Eingeständniss, dass nach den von mir beigebrachten sicheren Daten die Marxsche Geschichtsdarstellung nicht mehr haltbar ist. Nicht im XVI. Jahrhundert ist der Kapitalismus entstanden, sondern spätestens im XIV. Jahrhundert, nicht das Kaufmannskapital war seine Wurzel, sondern das Grossgrundeigenthum resp. die Zuwachsrente von demselben. Ueber diese Dinge ist eine Diskussion fürderhin ehrlicherweise nicht mehr möglich: sie sind ein für alle Male festgestellt.

---

[2]) Ich spreche hier nicht etwa von der historischen Gesammtauffassung, der materialistischen Geschichtsauffassung, sondern nur von der speziellen Geschichtsschreibung der kapitalistischen Zeit.

Lagen die Ursachen für meinen Abfall vom Marxschen System in Ergebnissen der neuen induktiven Forschung auf dem Gebiete der Geschichte und der Statistik, — hier namentlich in einer später zu besprechenden Eigenthümlichkeit der Wanderbewegung, so waren meine Gründe einige tiefer greifende Erkenntnisse auf dem Gebiete der theoretischen Wirthschaftswissenschaft. Ich erkannte den Grundfehler aller nationalökonomischen Theorie seit Adam Smith bis auf Marx einbegriffen in ihrer, um ein charakteristisches Wort zu prägen, industriezentrischen Auffassung.

Es ist bekannt, dass alle naive wissenschaftliche Bemühung anfänglich anthroprozentrisch ist, sich selbst in den Mittelpunkt der Dinge stellt. So hat die ptolemäische Astronomie die Erde naiv in den Mittelpunkt des Alls gestellt und dann durch Jahrhunderte hindurch sich bemüht, durch immer kunstvollere Konstruktionen, durch Häufung immer neuer Systeme von Epicyklen die Grundhypothese zu halten, bis des Kopernikus Umkehrung alle Schwierigkeiten mit einem Schlage beseitigte. Und gerade so haben die städtischen Denker, denen sich die Probleme der Wirthschaft natürlich zuerst stellen mussten, das städtische Wirthschaftsleben als den Mittelpunkt der Dinge betrachtet, als die Sonne, um die, wenn man sie überhaupt betrachtete, die Landwirthschaft als dienender Trabant kreiste. Der letzte Kämpe für diese Auffassung war Marx, sein System der letzte, mit titanischer Kraft unternommene Versuch, sie zu retten. Daher die ungeheure Verwickelung und Künstlichkeit seines ökonomischen Epicyklen-Systems.

Sobald aber erst einmal der Gedanke ausgesprochen ist, dass das Verhältniss umgekehrt werden müsse, ist er auch schon durchgedrungen. Jedes Kind weiss und sieht ein, dass die Urproduktion (die Landwirthschaft) das Primäre, — und die Stoffveredelung (die Industrie) das Sekundäre in der Wirthschaftsgeschichte ist. Kein Gewerbtreibender kann existiren, wenn die Landwirthschaft seines Bezirkes nicht genügend Nahrungsüberschüsse herstellt, um ihn zu ernähren. Wachsen die Nahrungsüberschüsse der Landwirthschaft, so können mehr Gewerbtreibende bestehen; sinken sie, so müssen Gewerbtreibende verschwinden. Aendert sich die Vertheilungsrate der landwirthschaftlichen Ueberschüsse zwischen den verschiedenen Klassen der Landbevölkerung, so muss die Nachfrage sich andern Industrie-Erzeugnissen zuwenden, und die Gewerbsbevölkerung muss sich der Nachfrage anpassen, d. h. muss die Art und vielleicht auch den Standort ihrer Beschäftigung ändern. *Die fundamentale Thatsache für jedes Verständniss der Industriebewegung im Grossen ist also die ländliche Kaufkraft* nach absoluter Grösse und relativer Vertheilung, und jedes ökonomische System, das die Wirthschaft nicht aus dieser ihrer Hauptwurzel zu verstehen sich bemüht, mag es im Uebrigen so tief und fein sein, wie nur immer, *ist nothwendig falsch.* So falsch, wie jede astronomische Theorie, die noch auf der geozentrischen Auffassung gegründet ist. Jene Kopernikanische Umkehrung ist von mir zuerst gemacht worden, und ich wage die Behauptung, dass von diesem Augenblicke an eine neue Periode der politischen Oekonomie gerechnet werden wird. Die Zukunft wird richten!

Handelte es sich hier um eine tiefere theoretische Erkenntniss, so war der zweite ausschlaggebende Grund für meinen Abfall von Marx ein methodologischer Fehler, den ich bei ihm, wie bei fast seinen sämmtlichen Vorgängern nachweisen konnte.

Man weiss, dass in früheren Jahrzehnten garnicht selten unschuldige Menschen wegen Giftmordes, begangen durch Arsenik, zum Tode verurtheilt wurden, weil ungeschickte Chemiker zum Nachweise des Giftes Chemikalien benutzt hatten, die selbst Arsen enthielten. Einen ganz analogen Fehler hat der wissenschaftliche Sozialismus durchweg gemacht: er hat mit einem unreinen Reagens gearbeitet!

Es sind zwei Dinge genau zu unterscheiden, um das zu verstehen. Einmal das Gedankending einer Wirthschaft mit unbeschränkter Freiheit des Wettbewerbes, wie A. Smith und seine Schule es entwickelten — und zweitens die Wirthschaft der Wirklichkeit, wie sie thatsächlich Marx vorlag und uns noch heute in ungefähr derselben Gestalt vorliegt. Jenes System hatte versprochen, die Harmonie aller Einzelinteressen bei fortwährend steigenden Wohlstande herbeizuführen: die Wirklichkeit zeigte eine wachsende Disharmonie, Krisen und Pauperismus der Volksmasse. Marx machte sich zum öffentlichen Ankläger des Gedankendings, brachte es auf die Armesünderbank und erzielte seine Verurtheilung, indem er seine Thaten am Reagens der wirklichen Wirthschaft maass und zeigte, welche Unthaten es beging.

Indem er dies that, beging er den schweren methodischen Fehler, sein Reagens, die Wirklichkeit, nicht erst auf seine Reinheit zu prüfen, ein Fehler übrigens, den er von seinen Vorgängern übernommen hatte.

Um was handelte es sich in letzter Instanz? Die Naturlehre des A. Smith und seiner Schule hatte behauptet, dass eine reine Tauschwirthschaft nothwendig harmonisch sein müsse. Sie hatte voreilig angenommen, dass die Wirthschaft der Gegenwart ganz rein sein werde, wenn alle als solche ohne Weiteres erkennbaren Fesseln der Freiheit, wie Privilegien, Freizügigkeitsbeschränkungen, Prämien und Zölle, Zunftrechte, Kastenbildungen u. s. w. aufgehoben sein würden — und Marx nahm dasselbe an. Er glaubte sich in der Wirklichkeit des freihändlerischen England in der reinen Wirthschaft der Naturlehre und prüfte daher das Gedankending der Schulkonstruktion an der ihn umgebenden realen Wirthschaft als Reagens.

Diese Annahme war voreilig! Es hätte eine genaue, deduktive Prüfung vorher gehen müssen welche wirthschaftlichen Einrichtungen einer reinen Tauschwirthschaft eigenthümlich sind, um festzustellen, ob nicht etwa in der realen Wirklichkeit Dinge vorhanden sind, die andern Ursprungs sind.

Diese methodologisch nothwendige Vorprüfung habe ich zuerst unternommen. Ich stellte mir ein Volk vor, das, vom Standpunkte wirthschaftlicher und politischer Gleichheit und Gleichberechtigung ausgehend, sich allmählich ohne Störung wirthschaftlich entfaltet, und untersuchte, welche Einrichtungen unserer Wirthschaft hier entstehen können und welche nicht.

Dabei fand sich, dass die Bildung von Privatkapital, dass die Subordination von Arbeitern unter einen Unternehmer, dass die Bildung von Unternehmergewinn und vielleicht auch von Zins, Dinge sind, die sich auch in einer reinen Tauschwirthschaft im Getriebe von Angebot und Nachfrage entwickeln können, wenn man aus den Voraussetzungen der Naturlehre deduzirt, *dass aber die Bildung von Grundrente aus diesen Voraussetzungen nun und nimmermehr abzuleiten sei!!*

Eine weitere Untersuchung ergab dann, dass die Grundrente, der Ertrag des Grossgrundeigenthums, entstanden ist nicht auf dem Boden der

Tauschwirthschaft, der freien Arbeit gleichberechtigter Kontrahenten für den eigenen Vortheil, sondern auf dem Boden der älteren Produktionsform, der Sklavenwirthschaft, d. h. der erzwungenen Arbeit unterworfener Menschen für ihre bevorrechteten Herren! Diese Behauptung wird nach meinen Ausführungen auf Seite 10—38 meines Grossgrundeigenthums in Zukunft nicht mehr bestritten werden können. Sie gehört jetzt zu den gesicherten Thatsachen der Nationalökonomie!

Das heisst: es findet sich in der uns umgebenden Wirklichkeit der bisher fälschlich für rein gehaltenen Tauschwirthschaft eine fremde Institution, ein Rest des älteren Gesellschaftsrechtes in wirthschaftlicher Vermummung, das Grossgrundeigenthum mit seiner Grundrente oder Zuwachsrente. Während sonst die Sklaverei resp. Hörigkeit durchaus aus unserem Wirthschaftskörper ausgemerzt ist, ist dieser ihr Niederschlag, ihre dingliche Verkörperung, unangetastet geblieben. Das Grossgrundeigenthum ist die letzte Bastion, die das ältere Recht der Herren eines Staates noch inmitten der Wirthschaft der freien, gleichberechtigten, modernen Bürgerschaft hat; die Zuwachsrente ist die letzte Steuer, die der moderne Bürger noch immer den Rechtsnachfolgern seiner einstigen feudalen Herren zu zahlen hat.

Damit war bewiesen, dass das Reagens nicht rein war. Marx hatte eine, wie er glaubte, reine Tauschwirthschaft als Beweismittel gegen das Gedankending der Naturlehre gebraucht: es war aber eine unreine Tauschwirthschaft, eine Oekonomie, die einen Bestandtheil älteren, fremden Rechtes enthielt. Mit dieser Feststellung fällt der Indizienbeweis der Anklage in sich zusammen: denn es kann gegen die Harmonie der reinen Wirthschaft nichts beweisen, wenn eine unreine Wirthschaft disharmonisch ist.

Es ist hier nicht der Ort, näher auf meine Theorie einzugehen, zu zeigen, wie die Anwesenheit der Zuwachsrente, des Unearned increment der Engländer, nun thatsächlich die Verzerrung aller wirthschaftlichen Dinge erklärt, erklärt, warum nun auch Unternehmergewinn und Kapitalzins ausbeuterische Kraft gewinnen u. s. w. Es muss mir genügen, hier meinen leitenden Gedankengang angedeutet zu haben. Ich muss es den Lesern überlassen, ob ihnen der Gedanke plausibler ist, dass ein der Tauschwirthschaft durch seinen Ursprung fremder Körper nun auch als Fremdkörper, als Schädling wirkt — oder ob sie an der eigenthümlichen Auffassung des Marxismus grösseren Gefallen haben, wonach eine in keiner Wirthschaft der Welt entbehrliche, rein ökonomische Einrichtung, wie das Kapital, ganz plötzlich und wie aus heiler Haut im XVI. Jahrhundert seine segensreiche Natur geändert und sich in einen pathogenen Bazillus der Wirthschaft umgewandelt habe.

Ich muss ihnen auch überlassen, was sie für leichter durchführbar und mit der erfahrungsmässigen Natur der Menschen für leichter vereinbar halten: die Expropriation von ein paar Tausend Grossgrundbesitzern und die Verwandlung ihrer Tagelöhner in selbständige Eigenthümer, womit nach meiner Meinung alles Nöthige gethan ist, um die harmonische Wirthschaft des sozialen Staates bei Fortbestand der freien Konkurrenz zu verwirklichen — oder ob sie es für leichter halten, eine kollektivistische Staatswirthschaft herbeizuführen, in der nach meiner Meinung unterwerthige Arbeit herrschen muss, weil der Sporn des Selbstinteresses fehlt; in der keine Ordnung herrschen kann, weil die Regelung der Produktion durch das automatische Spiel des Marktpreises ausgeschaltet

ist; und die ich schliesslich für politisch unmöglich halte, weil sie die grenzenloseste politische Freiheit verbinden müsste mit der ebenso grenzenlosen wirthschaftlichen Bindung der Bürger.

Aber, sei sie möglich oder nicht: es wird immer vergessen, dass die Konstruktion des Kollektivismus ja nie Zweck gewesen ist, sondern nur acceptirt wurde als vermeintlich einziges Mittel zum Zweck oder als die logische Konsequenz eines irrthümlich in die Geschichte hineingedeuteten angeblichen „Entwicklungsgesetzes". Was wir Alle erreichen wollten und wollen, ist eine grundsätzlich andere Vertheilung des nationalen Gütererträges zu Gunsten der arbeitenden Klasse. Wenn das ohne Aufhebung der Wirthschaft des freien Wettbewerbes möglich ist, so giebt es keinen Sozialisten, der noch am Kollektivismus irgend ein Interesse hat. Nun, ich behaupte, dass es möglich ist. Ich verlange Revision des Verfahrens gegen die Naturlehre des A. Smith auf Grund neuer Thatsachen und behaupte ihre Freisprechung erzielen zu können.

* * *

Die von mir für nothwendig erachtete Expropriation des Grundbesitzes vollzieht sich vor unseren Augen von selbst. Er stösst sich aus, wie ein Splitter aus dem Gewebe des Fingers, durch seinen eigenen Einfluss auf seine Umgebung. Die Abwanderung vom Lande in die Stadt legt das Schwergewicht der politischen Macht unaufhaltsam fortschreitend in die Hände der städtischen Arbeiterklasse; und die Auswanderung in Ueberseegebiete erstickt den Grossgrundbesitzer wirthschaftlich durch die Unterbietung auf dem Markte für Nahrungsmittel. Dieser Ausstossungs- resp. Selbstheilungsprozess ist in Grossbritannien fast vollendet, in Deutschland im vollen Gange und beherrscht unsere ganze innere Politik. Die städtische Arbeiterklasse kann die Vollendung ruhig abwarten, ohne einen Finger zu rühren. Sie kann aber auch selbstthätig eingreifen, um den Prozess zu beschleunigen und zu erleichtern, sozusagen den Abszess aufzustechen. Dazu gäbe es ein Gewaltmittel, die Revolution, ein ausserordentlich wenig empfehlenswerthes Mittel aus der Apotheke einer unweisen Vergangenheit, dessen Anwendung aufs Entschiedenste zu widerrathen ist, — und ein wirthschaftliches Mittel, die Genossenschaft.

Als die Genossenschaft vor nunmehr fünfzig Jahren die öffentliche Bühne Deutschlands betrat, da glaubte sie an sich und ihre Mission, wie ihr Vater, der Liberalismus, selbst daran glaubte. Heute ist sie kleinmüthig geworden, weil ihre Blüthenträume nicht gereift sind, und leugnet jene Hoffnungen ihrer ersten Jugend ab. Heute begnügt sie sich resignirt damit, wirthschaftende Menschen im Kampfe um die soziale Existenz zu stützen und zu fördern, gewiss auch ein Ziel, des Schweisses der Edlen werth. Aber kein Leugnen kann aus der Welt schaffen, dass die Genossenschaft in ihrer Jugend mehr erreichen wollte, viel mehr! Sie wollte nicht einzelne Menschen, und seien es Hunderttausende, über ihre Klasse heben, sondern sie wollte die Klassen heben, die Klassen als ganze. Wenn Buchez, Proudhon und Schulze-Delitzsch einzelne Handwerker lehrten, sich durch genossenschaftliche Vereinigung die Rohstoffe, die Maschinen, die Geldmittel und die Magazine zu denselben Bedingungen zu verschaffen, wie sie der kapitalistische Grossbetrieb hatte, so wollten sie damit Beispiele geben, denen alle Handwerker folgen könnten und würden, um ihre

Klassenlage zu heben. Wenn Schulze den Konsumverein und die Baugenossenschaft, die einzigen reinen Arbeitergenossenschaften, in sein ursprünglich kleinbürgerliches System aufnahm, so wollte er damit die Kaufkraft des Lohns der ganzen Arbeiterschaft erhöhen; wenn er schliesslich „den Gipfel des Systems“, die Produktivgenossenschaft, begründete, so wollte er damit nicht zwanzig oder zweihundert Arbeiter zu wohlsituirten Unternehmern machen, sondern wollte ein weithin sichtbares Beispiel geben, dem Hunderttausende nacheifern sollten, um ihre Lage nicht nur, sondern diejenige der ganzen Klasse zu heben.

Seine Anhänger und Nachfolger bestreiten das heute mit förmlicher Wuth. Sie erblicken darin augenscheinlich den Vorwurf des Utopismus, der thörichten Schwärmerei und Träumerei. Nun, ich mache Schulze diesen Vorwurf. Denn es ist in meinen Augen kein solcher. Ich selbst bin der Ueberzeugung, dass die Genossenschaft berufen ist, die soziale Frage zu lösen.

Nur freilich muss man die Worte in dem Sinne brauchen, den sie haben, muss ihnen nicht einen fremden Sinn unterschieben. Wenn ich von einer „Lösung der sozialen Frage“ rede, so meine ich nicht, dass unsere Wirthschaftsordnung abgeschafft und durch eine ganz neue ersetzt werden müsse, etwa durch eine kommunistische. Ich meine nur, dass unsere Wirthschaftsgestaltung durch die Genossenschaft so verändert werden soll und wird, dass der Antheil des privilegirten Müssigganges an dem nationalen Gütervorrath ungeheuer sinkt und der Antheil der schaffenden Arbeit ungeheuer steigt. Und das meinte Schulze-Delitzsch auch! Wer das bestreitet, um ihm den Vorwurf des „Utopismus“ zu ersparen, lästert sein Angedenken. Der ganze Unterschied zwischen seiner und meiner Auffassung ist eigentlich nur ein solcher der Quantität. Ich glaube nämlich, dass allmählich der Antheil des privilegirten Müssigganges auf Null sinken und der Antheil der schaffenden Arbeit den ganzen Gütervorrath des Volkes umfassen wird. So weit gingen seine Hoffnungen nicht.

Nicht aber das Maass meiner Hoffnungen erklären meine Gegner, die jetzigen Nachfolger Schulzes, für utopisch, sondern meine Hoffnung überhaupt. Sie halten nicht nur unsere Wirthschaftsordnung, sondern auch unsere Wirthschaftsgestaltung für „ewig“, wahrscheinlich, weil sie vor fünfzig Jahren erst entstanden ist, und jede Hoffnung auf eine gründliche Aenderung für „utopisch“. Dann war aber auch Schulze ein „Utopist“.

Wenn ich hier ein den Berlinern besonders verständliches Beispiel nennen soll, so wollen wir mit der sozialen Frage unsere alte Panke vergleichen in jenen Zeiten, in denen sie noch die Karlstrasse und Umgegend verpestete. Die Konservativen und Auchliberalen sagen: sie hat immer gestunken und wird in alle Ewigkeit stinken, das ist ein „Naturgesetz der Panke“. Die Kommunisten sagen: sie soll und muss aufhören zu stinken, und dazu müssen wir ein Mittel finden, das den Fluss bergauf strömen lässt. Die Genossenschaft aber ist der Wasserbaumeister, der garnichts sagt, aber die stinkenden Zuflüsse abdämmt und in Kanalisationsröhren abführt. Und seitdem stinkt die Panke nicht mehr, obgleich das Wasser nach wie vor bergab fliesst, und kein Gott eingegriffen hat, um das „ewige Naturgesetz“ zu brechen.

Ich hoffe, ich habe mich verständlich gemacht und kann jetzt zu der Methode übergehen, mit der ich die einmal kühnlich als lösbar bezeichnete Aufgabe anfassen will.

Denn das wissen wir ja Alle: auf dem von Schulze-Delitzsch und seinen Nachfolgern begangenen Wege ist nichts erreicht worden und kann nichts erreicht werden, was über die Hebung Einzelner aus ihrer Klasse herausreicht. Die Einwände, die 1863 der schärfste Kopf, der genialste Denker des Jahrhunderts, Ferdinand Lassalle, dem Vater der deutschen Genossenschaft machte, sind heute noch unwiderlegt und unwiderleglich, seine Prophezeiungen haben sich bestätigt. Die Handwerkergenossenschaften: Rohstoff-, Werk- und Magazingenossenschaft sind als völlig gescheitert zu bezeichnen, sie haben durchaus nichts geleistet, was gegen den Umfang ihrer Aufgabe in Betracht käme. Die Kreditgenossenschaften, der Stolz Deutschlands, die gewaltige Organisation mit ihren anderthalb Milliarden jährlicher Darlehen, haben gewiss viele wankende Existenzen gestützt, haben gewiss vielen intelligenten Handwerkern das Aufsteigen zum Unternehmerthum erleichtert oder sogar erst ermöglicht; aber sie haben den Rückgang des Handwerks in denjenigen Zweigen, die die Maschine gumewälzt hat, nicht einmal verzögern können. Wenn die deutschen Kreditgenossenschaften mit Stolz auf den starken Prozentsatz von Handwerkern hinweisen, die in ihren Mitgliederlisten geführt werden, so handelt es sich hier fast nur um Handwerker-Unternehmer oder um Angehörige solcher Handwerker, die die Maschine noch nicht bedroht.

Die einzige Arbeitergenossenschaft, die gewaltige Erfolge erzielt hat, der Konsumverein, hat gleichfalls Unendliches geleistet, aber doch Nichts für die eigentliche Aufgabe der Genossenschaft, die darin besteht, den Vertheilungsmodus zwischen Kapital und Arbeit für die Arbeit günstiger zu gestalten. Er hat die höchste Schicht der Arbeiter stark gehoben, aber nicht den Arbeiterstand als Ganzes; denn er versagt gegenüber den Klassen der grössten Noth, gegenüber den Arbeitslosen und der Heimindustrie, und versagt fast regelmässig an den Stätten der grössten sozialen Noth, in den Grossstädten. Er trifft nicht die Belastung der Arbeiter durch die städtische Wohnungsmiethe und trifft überhaupt nicht das Verhältniss zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Er schaltet günstigenfalls überflüssige Zwischenhändler aus.

Ich bin ein warmer Freund des Konsumvereins und empfehle ihn als Stütze der kleinen Existenzen und namentlich als Vorschule der genossenschaftlichen Praxis und Gesinnung: aber er stellt höchstens einen Laufgraben dar, die Bresche kann er nicht brechen. Die Hoffnungen der reinen Konsumvereinler, die aus der „Organisation der Kundschaft“ allein die Lösung der sozialen Noth erwarten, sind eitel. Nur als Vorbereitung für die Produktivgenossenschaft muss man den Konsumverein gelten lassen. Dann freilich ist er geradezu das ideale Mittel zur Emanzipation der Arbeit.

Aber freilich nicht für die industrielle Produktivgenossenschaft! Kein genossenschaftlicher Versuch hat ein so jämmerliches Fiasko erlitten, wie diese Form, die nach Schulze-Delitzsch' Hoffnung das Gebäude krönend vollenden sollte. Von tausenden von Versuchen, die überall mit Aufwendung grosser Geldmittel und Verschwendung noch viel grösserer moralischer Reichthümer gemacht sind, sind nur ganz wenige am Leben geblieben, und diese wenigen sind keine Genossenschaften geblieben, sondern haben sich ausnahmslos in kapitalistische Verbände verwandelt, die nur noch den Namen und die Maske der Genossenschaft tragen. Ich habe in einer grossen, alle Länder um-

spannenden Untersuchung den Nachweis führen können, dass es sich hier um keine Zufälligkeit handelt. Ein ehernes Gesetz verwandelt die Produktivgenossenschaft, sie ist unmöglich.

* * *

Ich glaube, es ergeht uns, wie dem Jüngling von Saïs. Wir haben den Schleier von dem verhüllten Bilde fortgezogen, und das Nichts graust uns an. Die kurze Uebersicht, die ich geben konnte, zeigt uns, dass die Genossenschaft in ihrer bisherigen Ausgestaltung nichts, aber auch garnichts für das leisten konnte und kann, was ich als ihre eigentliche Aufgabe bezeichnet habe, nämlich für die Umgestaltung unserer Wirthschaft in dem Sinne, dass der Arbeit ein grösserer, dem Kapital ein kleinerer Antheil zufliesse als bisher.

Dieses Ergebniss wird nirgends bestritten. Die Nachfolger und Schüler Schulze-Delitzsch' geben es ohne Weiteres zu, helfen sich aber damit, dass sie der Genossenschaft diesen sozialen Beruf überhaupt bestreiten. Sie sind angeblich mit ihren Erfolgen zufrieden. Stören wir sie nicht in ihrer Bescheidenheit, lassen wir uns aber dadurch nicht verleiten, ebenso anspruchslos zu sein.

Auch die Sozialdemokratie ist vollkommen derselben Ansicht. Seit den Tagen Lassalles hat diese sich nicht wesentlich geändert, nur, dass die Partei auch seinen ebenso grandiosen wie grotesken Plan einer Massengründung von Produktivgenossenschaften mittels Staatshilfe hat fallen lassen, und dass sie sich neuerdings zu den Konsumvereinen weniger unfreundlich stellt, nachdem namentlich die sächsischen Vereine sich als stattliche Zuströme für die Parteikassen herausgestellt haben. Aber sie sprechen nach wie vor der Genossenschaft grundsätzlich jede Möglichkeit ab, die sozialen Dinge irgendwie wirksam zu beeinflussen. Erst in den letzten Monaten haben sich einige Gewerkschaften (Hamburg) wieder zu weitergehenden genossenschaftlichen Hoffnungen und Plänen aufgeschwungen.

Ich denke zu beweisen, dass diese Ansicht irrig ist. Wenn ich der Sozialdemokratie Recht gebe in Bezug auf die soziale Wirksamkeit der bisher versuchten Formen der Genossenschaft, so bestreite ich, dass damit etwas bewiesen sei für noch nicht erprobte Formen derselben. Um ein Beispiel zu brauchen: wenn Jemand zehn unbrauchbare Modelle eines elektrischen Motors hergestellt hat, so folgt daraus noch keineswegs, dass der Motor unmöglich sei. Das elfte oder zwölfte Modell kann Alles leisten, was man erwartet.

Bleiben wir bei dem Beispiel! Wir wissen, dass man in früheren Zeiten alle praktischen Dinge durch den Versuch gelöst hat. Man probirte so lange, bis man am Ziele stand. Heute geht man in der Technik anders vor. Man konstruirt technische Dinge auf dem Papier mit Hilfe wissenschaftlicher Berechnung. Und wenn auch der Versuch zuletzt immer die Probe auf das Exempel machen muss, so hat doch gerade die deutsche Industrie ihre herrschende Stellung auf dem Weltmarkte wesentlich dem Zusammenwirken mit der abstrakten Wissenschaft zu danken. Ich erinnere nur an unsere chemische Industrie.

Die Genossenschaft hat mit dem blossen praktischen Probiren nichts erreicht, darüber sind sich, wie gesagt, Freund und Feind, einig. Ich habe nun auf breitester Grundlage den Versuch gemacht, die Frage wissenschaftlich, mit mathematischer Rechnung, anzufassen, und glaube auf diesem Wege die Lösung des Problems entdeckt zu haben. Natürlich gelte ich den „Praktikern" als „blosser Theoretiker" und werde höhnisch belächelt. Ich bin

aber verstockt genug, dies für einen Beweis mehr für die Richtigkeit meiner Auffassung zu halten.

Um die Frage anzufassen, wie unter Umständen durch eine irgendwie geartete Genossenschaft das Problem einer günstigern Vertheilung zwischen Arbeit und Kapital zu lösen sei, musste ich mir zunächst die Frage vorlegen, wo denn einmal der Hebel anzusetzen sei. Sollte man bei den Unternehmern anfangen, bei den Handwerkern, oder bei den Arbeitern? Und eventuell, bei welcher Klasse der Arbeiter? Wo war die Ritze in der Mauer, um ein Brecheisen einzuzwängen?

Da ergab sich mir zunächst ein Verhältniss von verblüffender Einfachheit. Es steht in keinem Lehrbuch der professoralen Nationalökonomie, es steht auch nicht in Marx' Kapital. Und dennoch ist es so absolut einleuchtend, dass Jeder es sofort verstehen, dass Keiner seine Richtigkeit auch nur einen Augenblick bezweifeln wird, wenn ich es erst einmal ausgesprochen habe. Dieses Kolumbusei heisst einfach, dass alle Einkommen eines Volkes, das Freizügigkeit besitzt, in ihrer Höhe bestimmt werden durch das Einkommen der tiefst entlohnten Schicht. Das besagt nichts Anderes, als folgende selbstverständliche Wahrheit: wo der niedrigste ungelernte Arbeiter, sagen wir, zweitausend Mark verdient, da ist kein gelernter Arbeiter, kein Unterbeamter, kein Schreiber für weniger als zweitausend Mark, sondern nur für ein Mehr zu haben. Sinkt das Einkommen der niedrigsten Schicht, so werden vermuthlich alle höheren Einkommen entsprechend mitsinken; steigt es aber, so müssen alle höheren Einkommen mitsteigen. Würde z. B. der Lohn der Ungelernten durch irgend ein Wunder auf 2000 Mark vermehrt, so würden die Fabrikanten genöthigt sein, ihren gelernten Arbeitern, die Kaufleute, ihren Kommis, die Regierung, ihren Unterbeamten allermindestens 2001 M. Lohn zu zahlen, denn sonst würden ihre Angestellten ihnen eben fortlaufen.

Man wird diese Wahrheit noch besser einsehen, wenn man sich vorstellt, dass es gelingen sollte, durch irgend eine Maassregel eine der höheren Schichten ausgiebig zu heben, nehmen wir als Beispiel den selbständigen Handwerkerstand. Ist es nicht durchaus klar, dass von Stund' an so lange Angehörige der tieferen Schichten, namentlich der gelernten Arbeiter, in den Handwerkerstand hineindrängen würden, bis die Konkurrenz Alle wieder auf ungefähr den alten Satz des Einkommens heruntergebracht hätte. Wer einen der höheren Stände isolirt für sich heben will, der muss ihn zugleich gegen den Zustrom von unten absperren; und darum haben die Zünftler recht, wenn sie lange Lehrzeit, Befähigungsnachweis, Wohlverhaltenszeugniss und alle die anderen alten Sperrmaassregeln fordern. Ohne das hat die Innungsmeierei wirklich nicht den geringsten Zweck.

Ganz ebenso ist es mit den gelernten Arbeitern. Sobald man sie hebt, strömen ganze Heere von Lehrlingen aus den ungelernten Arbeitermassen heraus und vermehren die Konkurrenz. Die grossen englischen Gewerkvereine wissen das sehr genau und haben sich deshalb mit einem wahren Zaun von Sperrmaassregeln umgeben. Und schliesslich verhält es sich nicht anders mit der ungelernten städtischen Arbeiterschaft. Auch ihnen strömt sofort, sobald ihre Lage sich nur ein wenig hebt, aus einer noch tiefern sozialen Schicht eine Konkurrenz zu, die ihnen die Löhne wieder herabdrückt. Davon sofort. Es ergiebt sich also mit Nothwendigkeit Folgendes: Wenn man etwas

Durchgreifendes thun will, so muss man daran gehen, die allertiefste soziale Schicht zu heben. Die Wirthschaft gleicht einem Pferde, das sich mit einem Fusse in einer Schlagfalle gefangen hat, die in einem Graben verborgen war. Da hat es keinen Zweck, einen Strick um den Hals zu legen und zu ziehen: dabei wird das Pferd wahrscheinlich kaput gehen. Sondern man muss erst den Fuss frei machen und dann die Böschung niederreissen, damit der Gaul heraufspazieren kann. Wenn die Füsse in die Höhe kommen, dann kommen Kopf und Rumpf mit in die Höhe. Genau so mit der Volkswirthschaft. Man stelle ihre Grundlage, die niedrigst entlohnte Arbeiterschaft, auf eine höhere Lohnstufe: und die höher entlohnte Arbeiterschaft, der Handwerkerstand, die Beamten und freien Berufe steigen mit empor!

Das ist ein Grundsatz furchtbar einfach und unbestreitbar. Aber zunächst einmal: wer ist denn die niedrigst entlohnte Arbeiterschaft?

Die Arbeiterschalt zerfällt in zwei grosse Gruppen, ländliche und städtische. Welche ist schlechter gestellt?

Die konservativen Agrarier behaupten, dass die städtische Arbeiterschaft schlechter gestellt sei, als ihre eigenen Tagelöhner, die nur zu dumm und verstockt seien, um die Segnungen ihres patriarchalischen Verhältnisses richtig zu würdigen. Wir wollen die Thatsache zugeben, dass der Landarbeiter bessere Luft hat als der Fabrikarbeiter, und soviel davon, wie er nur will. Was die übrigen Segnungen angeht, so wollen wir statt der Herren lieber die Arbeiter selbst fragen.

Und sie geben uns eine Antwort, die jeden Zweifel ausschliesst. Es ist klar, dass die Menschen im Allgemeinen von da fortgehen, wo es ihnen schlecht geht, und da hingehen, wo es ihnen besser geht! Darüber kann sich wohl einmal ein Einzelner täuschen, aber niemals die Menge auf die Dauer. Wandern nun die städtischen Arbeiter auf das Land, oder wandern die Landarbeiter in die Stadt?

Es ist allgemein bekannt, dass die Landarbeiter in die Städte wandern, und niemals die städtischen Arbeiter auf das Land. Die ländliche Abwanderung in die Stadt zählt nicht nach Tausenden, sondern nach Millionen. Die fünfundzwanzig Millionen Einwohner, die wir in diesem Jahrhundert mehr erhalten haben, sind fast sämmtlich Städter geworden. Damit ist unsere Frage beantwortet: die schlechtest gestellte, die tiefste Schicht der Bevölkerung ist die Landarbeiterschaft. Will man die Klassenlage der Arbeiter in der Stadt, der Handwerker und Beamten heben, so muss man die Landarbeiter aufbessern. Die soziale Frage ist nur vom Lande her lösbar!

Ich werde nachher noch genauer den Gang der Entwickelung darlegen, den die sozialen Verhältnisse nach der Hebung der Landarbeiter nehmen müssten. Zunächst einmal wollen wir der praktischen Frage näher treten: Ist die Landarbeiterschaft zu heben, und wenn, auf welchem Wege?

Bildung, Sparkassen, Gewerkschaft, Genossenschaft: das sind die gewöhnlichen Wege, auf denen man solche Fragen zu lösen versucht.

Kein Wort gegen die Bildung! Aber wie will man den Landarbeiter bilden? Was in den Brühlschen Schulpalästen gelehrt wird, ist den ländlichen Machthabern ja jetzt schon zu viel; und das geht über die ABC-Weisheit nicht weit hinaus. Zeitungen kann der Tagelöhner nicht halten und darf keine

halten, die dem Herrn nicht passt. Also werden wir den Tagelöhner nicht durch Bildung besser stellen können, sondern wir werden ihn erst bilden können, wenn wir ihn auf anderm Wege besser gestellt haben. Dann wird eine gründliche Volkserziehung dieser in künstlicher Stumpfheit erhaltenen Masse unser erstes Ziel sein müssen.

Sparkassen, du lieber Gott! Von den patriarchalischen Löhnen lässt sich nicht viel sparen! Nun lassen sich ja auch kleine Ersparnisse hören, wenn man sie nutzbringend anlegen kann. Aber das kann der Landarbeiter eben nicht, wenn er am Platze bleibt; denn dazu müsste er Land kaufen können, und das giebt der Junker nicht her.

Gewerkvereine sind dem Landarbeiter versagt: er besitzt das Koalitionsrecht nicht. Das könnte ihm nur der Staat verleihen, und der wird sich hüten.

Also Genossenschaft! Und zwar Arbeitergenossenschaft, denn von den Handwerkerverbänden für Rohstoff, Maschinen, Kredit und Magazine kann der Landarbeiter natürlich noch weniger Vortheil haben, als der Fabrikarbeiter. Der Konsumverein kann ihm zwar grosse Vortheile bringen, da gerade der Tagelöhner für die schlechteste Waare die allerhöchsten Preise beim Dorfkrämer bezahlt, aber doch nur in einem sozial unwirksamen Maasse. Denn ein Guts-Konsumverein muss der Natur der Dinge nach immer sehr klein bleiben, kann also nie grosse Mittel für weitere Unternehmungen aufbringen.

Es bleibt also nichts übrig, als die Produktivgenossenschaft ländlicher Arbeiter. Zu ihr führt auch die schon von Lassalle gemachte Ueberlegung hin, dass der Arbeiter als Produzent und nicht als Konsument leidet, dass man ihm also nur durch Produktivgenossenschaften helfen kann.

Man achte darauf, dass wir nur durch Ausschluss alles Unmöglichen auf diese Genossenschaft als die einzige überhaupt vorhandene Möglichkeit gekommen sind. Wir fanden: wenn es überhaupt möglich ist, die soziale Frage zu lösen, so kann das nur geschehen durch Hebung der tiefsten sozialen Schicht, der Landarbeiter; wenn es überhaupt möglich ist, die Landarbeiterschaft zu heben, so kann das nur geschehen durch die Produktivgenossenschaft. Wenn wir richtig geschlossen heben, so giebt es keinen zweiten Ausweg auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung.

* * *

Ist nun die landwirthschaftliche Arbeiter-Produktivgenossenschaft möglich oder nicht?

Drei Wege haben wir, um diese Frage zu beantworten: die Erfahrung, die Rechnung und der Versuch. Zwei dieser Wege habe ich durchmessen, den dritten hoffe ich bald beschreiten zu können.

Zunächst die Erfahrung!

Ich habe die Geschichte der landwirthschaftlichen Arbeiter-Produktivgenossenschaft zusammengesucht und geschrieben. Sie ergab ein verblüffendes Resultat, das keiner der bisherigen Schriftsteller auf dem Gebiete der Genossenschaft auch nur geahnt hat. Die Produktivgenossenschaft in der Landwirthschaft ist bisher im Gegensatz zu der industriellen immer geglückt. Wo die Grundlage eines Unternehmens auch nur von ferne dieser Genossenschaft ähnlich war, da ist niemals ein Misserfolg zu verzeichnen

gewesen. Während von mehr als tausend gewerblichen Produktivgenossenschaften nicht eine einzige als Genossenschaft am Leben geblieben ist, ist von den mehr als 70 mir bekannten Versuchen mit einer der landwirthschaftlichen auch nur ähnlichen Form kein einziger missglückt! Ueberall ein auffälliges materielles Gedeihen, überall ein glänzender Zustand der Sittlichkeit, überall ein ungetrübt herzliches Verhältniss der Genossen. Ob die Organisation mehr kollektivistisch war oder mehr geldwirthschaftlich, ob die Leitung demokratisch oder aristokratisch oder monarchisch war, ob es Iren oder Engländer, Schotten oder Schweden, Quäker oder Atheisten waren, die sich verbanden, ob der Schauplatz Irland, England, Amerika oder Algerien war: immer der gleiche glänzende Erfolg!

Ein einziger technisch fast ganz reiner Versuch existirt in der Geschichte. Die merkwürdige Geschichte desselben will ich etwas ausführlicher darstellen.

So lange es eine Kultur giebt, hat es kein Volk gegeben, das seelisch und leiblich so tief gesunken war, wie der irische Pachtbauer in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts. Es bestand dort die verderblichste Form des Grossgrundbesitzes, der Absentee-Besitz, vertheilt in kleinsten Fetzen als kurzfristige, jederzeit kündbare Pachtungen zu enormen Preisen, bis zu 300 Mark für den acre! Das Volk, ausgesogen bis aufs Mark durch ein schändliches Zwischenpächtersystem, wie es heute nur noch in Sizilien vorkommt, zu drei Vierteln verhungert, zum letzten Viertel durch den falschen Freund der Hungernden, den Schnaps, vergiftet, hatte alle Laster und keine Tugend. Faul, diebisch, mord- und brandlustig, lebte es geradezu vom Widerstande gegen die Gesetze. In der Zeit, von welcher ich erzählen will, 1829, glich die grüne Insel einem siedenden Hexenkessel. Eine schlechte Kartoffelernte und in ihrem Gefolge Hungertyphus und Cholera wütheten, und die donnernden Reden des gewaltigsten Irenapostels O'Connell schürten das Feuer so, dass die Regierung völlig machtlos war. Keine Polizeitruppe, ja, kein stehendes Heer kann im Stande sein, eine Empörung zu dämpfen, die an allen Orten eines grossen Bezirkes gleichzeitig ausbricht, und so war es hier. Brandstiftung, nächtliche Ueberfälle, Mord, Raub und Todtschlag, Widerstand gegen die Staatsgewalt und Geheimbündelei grassirten ärger als die Cholera.

Von allen Grafschaften Irlands war die Grafschaft Clare die schlimmste, und von allen Gütern dieses Bezirks hatte keines eine heillosere Bevölkerung als Ralahine, die Besitzung eines irischen Angelsachsen, Namens John Scott Vandeleur. Die völlig verelendete und verwahrloste Pächterbevölkerung dachte schon seit Jahren kaum noch an Zahlung; der Verwalter Hastings fiel vor den Augen seiner jungen Gattin durch eine Meuchlerkugel, ohne dass es jemals gelang, den Mörder ausfindig zu machen.

Mit dieser höllischen Bande wagte Vandeleur den Versuch. Er schloss sie zu einer Genossenschaft zusammen, gab ihnen Ralahine in Pacht, mit Gebäuden und Inventar, und versprach, ihnen das Gut zu einem bestimmten Preise zu Eigenthum zu überlassen, sobald sie die Anzahlung aufgespart haben würden. Seine Verwandten erklärten ihn für verrückt und wollten ihn entmündigen. Aber der Erfolg rechtfertigte seine Kühnheit. Das Ergebniss war nach jeder Richtung hin ein fabelhaftes.

Die Leute waren von Stund an wie ausgewechselt. An Stelle der Faulheit trat ein geradezu fanatischer, fast übertriebener Fleiss, Nüchternheit an

Stelle der Trunksucht, absolute politische Gleichgiltigkeit an Stelle der Aufregung. Kein Einziger hat je wieder eine Versammlung besucht.

Niemand fuhr besser dabei als Vandeleur. Statt Aerger hatte er Freude, statt Gefahr für sein Leben eine begeisterte Garde um sich, statt Ausgaben Einnahmen. Der stipulirte Pachtzins von 900 Pfund ging glatt ein, mehr, als die Wirthschaft jemals abgeworfen hatte; eine stattliche Pacht für ein mässig gutes Areal von knapp achthundert Morgen! Aber auch das materielle Gedeihen der Leute selbst blieb nicht zurück. Wölbling schrieb einmal, dass der Fleiss des Eigners neue Produktionsquellen im Acker erschliesse, und Arthur Young sagte dasselbe, wenn er aussprach, dass die Liebe des kleinen Eigners zu seiner Scholle der Zauberstab sei, welcher Erde in Gold verwandelt. Die Genossenschaft von Ralahine wirthschaftete über ihre Pacht und ihren Naturalverbrauch im ersten Jahre achthundert, im zweiten tausend Pfund für sich heraus. Lumpen und Schmutz verschwanden, die kleinen Häuschen wurden sauber geweisst und gehalten, die Leutchen wandten etwas an sich und ihre Wohnstätte, ohne im Uebrigen von ihrer einfachen Lebensweise abzuweichen: nur, dass sie jetzt reichlich Milch und Kartoffeln und gar keinen Whisky mehr zu sich nahmen. Sie schickten ihre Kinder fleissig zur Schule und liessen sie noch nebenher jedes in einem Handwerk unterrichten; sie bedienten sich arbeitsparender Maschinen, wo das nur anging, und benutzten die freigewordene Arbeitszeit und -kraft, um ihr Areal zu vergrössern, indem sie mit Spitzhacke und Spaten ein dreissig Morgen grosses Feld, in dem der Sandstein zu Tage trat, brachen, urbarten und in ihren fruchtbarsten Weizenacker verwandelten. Von Verbrechen und Unsittlichkeit war keine Rede mehr, besonders heben die Berichte das wundervoll herzliche und sittliche Verhältniss der Eheleute hervor, bedingt durch die volle wirthschaftliche Unabhängigkeit der Frau. Für die Kinder waren nämlich Schul- und Schlafräume, für die Ledigen jeden Geschlechts gemeinsame Schlafsäle vorhanden. Hätte ein Ehegatte den andern misshandelt, so hätte der verletzte Theil ohne wirthschaftlichen Schaden das gemeinsame Haus verlassen und für sich in gleichem Komfort weiter leben können, da die Weiber ebenso gut berechtigte Genossen waren, wie die Männer. Die gesellschaftliche Aechtung hätte in diesem Falle, umgekehrt wie bei uns, den schuldigen Theil getroffen. Diese Einrichtungen führten ganz von selbst herbei, dass die Eheleute aus Respekt vor dem öffentlichen Urtheil stets, wie unser Gewährsmann schreibt, als sweethearts, d. h. als Liebesleutchen, mit einander verkehrten, und dass ein ausserehelicher Verkehr hier, wo kein wirthschaftliches Hinderniss der Eheschliessung bestand, überhaupt nicht vorkam.

Der Versuch nahm ein trauriges Ende. Vandeleur spielte an der Dubliner Börse und verlor sein Vermögen. Er flüchtete, wurde bankbrüchig erklärt, und sein Vermögen verfiel den Gläubigern. Da damals noch kein britisches Genossenschaftsgesetz bestand, so anerkannte Niemand den Vertrag des Gutsherrn mit seinen Pächtern; Ralahine wurde meistbietend versteigert, die kleinen Leute ausgetrieben, ihrer Errungenschaften und ihrer Hoffnungen beraubt. Sie sanken in ihr Elend, ihre sittliche Verkommenheit zurück und mit ihnen der ganze Bezirk, dessen Moralität sich sichtlich, in der Hoffnung auf das „System", gehoben hatte.

So starb Ralahine, nicht an einer Krankheit, nicht an einem innern Fehler seiner Bildung, sondern an einem von aussen, durch fremde Schuld herbeigeführten Unfall!

Dieser seltsame Fall bildet eine Widerlegung der thörichten, antiliberalen Behauptungen, dass die Menschen, wie wir sie kennen, für eine freie Staatsform nicht „reif“ seien, denn was jene zu drei Vierteln verthierten weissen Hottentotten konnten, können unsere norddeutschen Landsleute noch lange. Er bildet aber ausserdem, namentlich in Verbindung mit anderen Versuchen, einen unwiderleglichen Beweis dafür, dass die landwirthschaftliche Produktiv-Genossenschaft möglich ist.

So spricht die Erfahrung. Was sagt die Rechnung dazu?

Auch die Rechnung beantwortet die Frage nach der Möglichkeit dieser Genossenschaftsform mit einem runden Ja.

Man stelle sich eine solche Genossenschaft einmal vor, einen Verband von etwa zwanzig Familien im Anfang, die ein Gut von etwa 2000 Morgen unter der Leitung eines tüchtigen Administrators bestellen, und vergleiche dieses mit einem ganz gleichen Gute, das ebenso viele Tagelöhner für ihren Herrn bebauen. Man muss wirklich erbliches Herrenhausmitglied sein, um nicht zu wissen, auch ohne dass eine einzige Erfahrung es bestätigte, dass die Genossen, die für ihre eigene Tasche und für ihre eigene Familie arbeiten, weit besser und fleissiger schaffen, weit weniger unachtsam ruiniren werden, als die Tagelöhner, die, wenn sie ein Interesse haben, höchstens das eine haben können, die Maschinen zu beschädigen und recht langsam zu arbeiten, damit sie um so mehr Tage im Tagelohn bezahlt werden. Man weiss aus dem Geschrei unserer theueren, sehr theueren Agrarier, dass die Landarbeiter knapp sind. Es giebt keine Reservearmee auf dem Lande. Folglich kann der Gutsherr seinen Tagelöhner auch nicht so leicht entlassen; da dieser also weder Angst noch Interesse hat, so arbeitet er jämmerlich.

Der Genosse aber hat, wo auch der Versuch gemacht worden ist, überall geschafft wie der Bauer auf der eignen Scholle. Das heisst, er arbeitet doppelt so viel und ruinirt den zwölften Theil, wie der Tagelöhner. Um ein kennzeichnendes Beispiel anzuführen, so hat hier bei Spandau ein Herr Jahnke sein Molkereigütchen durch eine Genossenschaft seiner Arbeiter bewirthschaften lassen. Von dem Tage an gingen genau so viel Stück der thönernen Milchsatten entzwei, wie vorher Dutzende. Und ebenso wurde in einer Pariser lithographischen Werkstatt, in der der Chef Gewinnbetheiligung eingeführt hatte, von demselben Tage an keine Schieferplatte mehr zerbrochen.[3])

Rechnet man nun, dass die Genossen auf unserm vorgestellten Gute nur 3000 Mark jährlich mehr durch bessere Arbeit erzielen und nur 3000 Mark jährlich durch grössere Sorgfalt ersparen, so macht das für jede der 20 Familien dreihundert Mark jährlich, d. h. bei ca. 4—500 Mark bisherigem Baarverdienst eine ganz ungeheure Arbeitsdividende!

---

[3]) Vor Kurzem erstand mir unerwartet ein gewichtiger Gewährsmann in — Karl Kautsky. Er schreibt (Agrarfrage, pag. 122):

„Es ist offenbar, dass ein genossenschaftlich bewirthschaftetes grosses Gut sich aller Vortheile des Grossbetriebes bemächtigen kann (der Vortheile der grösseren zusammenhängenden Fläche, der Arbeitstheilung, der Leitung durch wissenschaftlich gebildete Leute).... Zugleich aber muss einem genossenschaftlich bewirthschafteten Landgut die Ueberlegenheit der Arbeit für den eigenen Nutzen über die Lohnarbeit zu Gute kommen. Eine derartige Genossenschaft müsste sich also dem kapitalistischen Grossbetrieb nicht nur ebenbürtig, sondern sogar überlegen erweisen.“ Na also!

Man hat mir vorgeworfen, mein Vorschlag laufe darauf hinaus, überhoch verschuldete Genossenschaften zu schaffen, die mühsam unter ihrer Zinsenlast dahin keuchen müssten. Nun, eine kleine Rechnung zeigt, dass dieser Vorwurf gegenstandslos ist. Denn 6000 Mark jährlicher Mehr-Reinertrag macht kapitalisirt zu 3 % 200 000 Mark, d. h. das Gut wird nur dadurch, dass eine Genossenschaft es übernimmt, 200 000 Mark mehr werth. Wenn es also mit 250 000 Mark gekauft sein sollte, so ist es nur zu ungefähr 60 % belastet, viel niedriger, als die meist schon über 70 % belasteten Rittergüter.

Das ist keine Fingerfertigkeit, sondern solideste Rechnung. Ein Geschäft ist so viel werth, als die drei Dinge: Kapital, Intelligenz und Arbeit daraus machen.

Ein Gut, das eine landwirthschaftliche Produktivgenossenschaft voll verschuldet nach dem Werthe übernimmt, den es unter der Herrschaft des Junkers, bei der Arbeit verdrossener, interesseloser, übelwollender Tagelöhner hat, steigt schon durch den Uebergang in ihre Verwaltung, in die Hände hoffnungsvoller, interessirter und fleissiger Genossen um Hunderttausende im Werthe, d. h. ist nur ganz mässig verschuldet.

Nun kann man den Genossen nicht nur ein höheres Geldeinkommen gewährleisten, als sie als Tagelöhner hatten, sondern man kann auch dafür sorgen, dass die Kaufkraft ihres Geldlohnes steigt, d. h. dass sie für jede baare Mark mehr Waaren erhalten, als jetzt. Man wird ihnen einen kleinen Konsumverein einrichten, in dem sie nach vielen Erfahrungen für 50 Pfennige, höchstens 65 Pfennige so viel bekommen, wie jetzt beim Dorfkrämer für 1 Mark. Man wird ihnen vielleicht jedem sein eigenes Gütchen von 6, 8 Morgen Land in Erbpacht geben können, mit einem saubern, gesunden Häuschen darauf, wie es die westfälischen Gutsarbeiter schon lange haben, ohne dass das Hauptgut darunter leidet. Hier können sie sich Kühe, Schweine, Hühner und Gänse halten, ihren eigenen Roggen- und ihr Gemüse bauen. Und wenn dann die grosse Genossenschaft ihnen Zuchtthiere hält, sie als Werkgenossenschaft an Dreschmaschine und Molkerei theilnehmen lässt, sie als Rohstoffgenossenschaft zum Selbstkostenpreise mit Dünger und Saatgut versorgt, sie als Kreditgenossenschaft im Nothfalle mit Bau- und Meliorationskrediten versorgt, als Baugenossenschaft ihnen Haus und Stallung errichtet und als Magazingenossenschaft ihnen den Absatz ihrer Butter und Eier, Hühner und Ferkel erleichtert, und sie so aus den Händen der wucherischen Aufkäufer befreit, denen sie heute verfallen sind: dann sind die dreihundert Mark mehr Einkommen an Geld mindestens sechshundert mehr werth an Kaufkraft und dann ist das Ideal von Schulze-Delitzsch erfüllt, das System der ineinandergreifenden Genossenschaften mit der Produktivgenossenschaft als Krönung des Gebäudes.

Und das ist nur der Anfang! Wie diese Leute, die für sich und in Freude arbeiten, ihre Zeit und Kraft werden anwenden können und anwenden werden, um Werth und Ertrag ihres Gutes immer höher zu steigern; wie sie Sümpfe austrocknen, trockene Aecker bewässern, verunkrautete und steinige Aecker reinigen, Obstbäume pflanzen werden, wie sie ihre Arbeit durch den Zuzug von Handwerkern befruchten werden, das brauchen wir blos anzudeuten. Man sehe sich die gartengleichen Felder Süddeutschlands und der Rheinebene an, auch in schlechten Lagen, wo der Bauer für sich und die Seinen den Pflug führt, und vergleiche sie mit den weiten, öden Gutsäckern

des Ostens. Und man stelle sich vor, was aus ihnen werden könnte, wenn auch hier fleissige, intelligente Eigenthümer schafften, die nicht mit primitiven Werkzeugen und nach veralteten Methoden, sondern auch noch mit allen Vortheilen wirthschaften würden, die nur der Grossbetrieb hat, mit Kapital, Maschinen und der Intelligenz geschulter Fachleute! Dreifach würden die Aecker tragen!

Zwei Fragen wird man noch beantwortet wissen wollen:

Erstens: Warum ist der landwirthschaftlichen Produktiv-Genossenschaft eine so gute Zukunft zu prophezeien, da doch die industrielle so gar keine Aussichten hat?

Zweitens, die brennende Frage: Was kann uns, den städtischen Handwerkern, den städtischen Arbeitern die landwirthschaftliche Genossenschaft nützen?

Diese Fragen werde ich noch zu beantworten versuchen.

Erstens: Die landwirthschaftliche Produktivgenossenschaft ist der industriellen durchaus entgegengesetzt in Bedingungen und Verhalten. Das haben die Theoretiker bisher nicht erkannt.

An drei Klippen scheitert die industrielle Produktivgenossenschaft, am Kampfe um den Kredit, den Absatz und die Disziplin. Alle diese drei Klippen sind der landwirthschaftlichen Genossenschaft nicht gefährlich.

Denn die industrielle verlangt ungedeckten Personalkredit, den sie natürlich, wenn überhaupt, nur unter Zahlung einer hohen Risikoprämie erhält. Das gilt nicht nur für die Begründung. Denn wenn sich eine solche Genossenschaft durch Zutritt von neuen Mitgliedern vergrössert, dann braucht sie wieder baaren Erweiterungskredit, um die Werkstätten zu vergrössern und neue Maschinen und Rohstoffe anzuschaffen.

Ganz anders die ländliche Genossenschaft! Sie braucht überhaupt keinen Personalkredit, sondern lediglich hypothekarisch gedeckten Realkredit für die Begründung. Höchstens einen Halbjahrslohn müsste man ihr vorschiessen, für den aber Hausgeräth und Vieh der Genossen genügende Deckung bilden würden. Wenn aber neue Genossen zutreten, so braucht sie keine neuen Baarmittel, ausser für Hausbauten, und die würden reichlich gedeckt durch den höhern Werth eines dichter besetzten Landes; aber für die Erweiterung des Betriebes braucht sie keinerlei neue Mittel; sie braucht nur etwas intensiver zu wirthschaften, um die Neulinge voll zu beschäftigen, beispielsweise durch allmählichen Uebergang von dem extensivsten Kornbau zur Hackfruchtkultur und weiterhin zum Gartenbau.

Als die zweite Klippe der industriellen Genossenschaft nannte ich oben den Kampf um den Absatz. Sie scheitert häufig daran, dass kapitalskräftigere Privat-Konkurrenten sie durch Unterbietung todt machen. Das kann der ländlichen Genossenschaft nie passiren. Denn Korn und Fleisch können wohl tief im Preise sinken, aber werden niemals unverkäuflich, wie Pianos oder Tabakspfeifen. Und hier besteht ferner der ungeheure Unterschied: je mehr Mitglieder einer industriellen Produktivgenossenschaft beitreten, um so mehr wird ihr Betrieb grossindustriell, stellt Massenprodukte her, d. h. wächst immer mehr in den Konkurrenzkampf des grossen Marktes hinein: bei der ländlichen aber wächst sie immer mehr heraus: denn je mehr Arbeiter ein Stück Land bebauen, um so edler und seltener werden ihre Erzeugnisse: Qualitäts-Saatkorn, edles Zuchtvieh, hochwerthiges Mastfleisch, feines Gemüse und Blumen! Solche Dinge haben

keinen Weltmarktspreis, sondern Liebhaberpreis und werden um so unverhältnissmässiger bezahlt, je seltener sie sind. Es ist also klar, dass, gerade im Gegensatz zu ihrer Schwester in der Industrie, die ländliche Genossenschaft, je zahlreicher sie wird, um so weniger von den grossen Weltmarktkonjunkturen getroffen wird.

Als die dritte Klippe der industriellen Produktivgenossenschaft bezeichnete ich den Kampf um die Disziplin. Und, auch hier besteht derselbe Gegensatz der Lebensbedingungen. Je mehr Genossen nämlich in der Industrie zusammentreten, um so schwerer wird die Handhabung der Arbeitsordnung. Denn im Fabrikbetriebe sind die Arbeiter um so mehr untergeordnet, je mehr da sind. Das macht in der Genossenschaft unüberwindliche Schwierigkeiten. In der Landwirthschaft dagegen ist die Disziplin nothwendiger Weise um so lockerer, je mehr Arbeiter vereinigt sind: sie werden immer mehr nebeneinander geordnet. Auf grossen Gutsäckern arbeiten die Schnitter in Reih und Glied, fast wie Soldaten. Im Gartenbau, beim Hacken, Beschneiden und Okuliren ist aber jeder Mann so gut wie selbständig. Kurz und gut: die Landwirthschaft wird mit steigender Intensität des Anbaus immer mehr Kunsthandwerk; und das steht schon lange fest, dass kein Zweig so viel Chancen für die produktivgenossenschaftliche Verwaltung hat als das Kunstgewerbe. Das hat schon Schulze-Delitzsch gewusst.

Und vor Allem: die industrielle Produktivgenossenschaft gehört zu den disharmonischen Genossenschaften, die durch einen inneren Bildungsfehler zum Tode verurtheilt sind, die ländliche aber zu den harmonischen Genossenschaften, die so organisirt sind, dass die Interessen aller Genossen harmonisch sind, und darum so gut wie immer gedeihen. Ich kann an dieser Stelle die recht schwierige Begründung dieser Behauptung nicht geben. Ich verweise da auf meine bisher erschienenen Schriften.[4]) Die ländliche Genossenschaft ist eine harmonische Genossenschaft gerade wie Konsumverein und Kreditgenossenschaft, sie hat daher dieselbe Aussicht auf Gedeihen wie diese, während die industrielle Produktivgenossenschaft zu den disharmonischen gehört und darum niemals gedeihen kann. Diese erste Frage hoffe ich damit zur Genüge beantwortet zu haben.

Die zweite und allerwichtigste Frage, zu der ich jetzt übergehe, war die, was denn die landwirthschaftliche Genossenschaft uns Städtern, unseren Arbeitern und Handwerkern nützen könne.

Die Antwort auf diese Frage lässt sich erst nach Beantwortung einer andern ertheilen, und zwar der folgenden: Ist anzunehmen, dass die ganze Landarbeiterklasse durch diese Genossenschaft zu heben ist? Denn dann muss, wie ich vorhin gezeigt, die Hebung der höheren Arbeiterschichten sich ohne Weiteres anschliessen. Ist dagegen nur zu erwarten, dass einzelne Landarbeiter durch die Assoziation aus ihre Klasse gehoben würden, dann kann auch diese Genossenschaftsform für die grosse Aufgabe der sozialen Frage nichts Durchgreifendes leisten.

Nun, ich bin allerdings der Ansicht, dass unsere Genossenschaft sich der Aufgabe gewachsen zeigen wird, die ganze Klasse der Landarbeiter und

---

[4]) Die Siedelungsgenossenschaft; pag. 126 ff.

damit die anderen Klassen zu heben. Und ich will meine Gründe dafür auseinandersetzen.

Ich glaube, um es voraus zu schicken, nicht, dass der Staat unter irgend einer wahrscheinlichen Regierungsform etwa im grossen Stile die Güter der Junker expropriiren und sie in genossenschaftliche Betriebe verwandeln wird. Der Staat ist bisher, so lange es eine Geschichte giebt, nie etwas Andres gewesen, als der Ausschuss der herrschenden Klasse, und nur ein Schwärmer kann hoffen, dass diese selbst den Ast absägen wird, auf dem sie sitzt. Ich würde aber auch Staatshilfe garnicht wünschen. Selbst ist der Mann! Wo die Genossenschaft bisher ihre Siege erfochten hat, kämpfte sie unter dem Banner der Selbsthilfe. Pumpgenossenschaften lähmen den Nerv der wirthschaftlichen Thatkraft.

Wenn man sich dessen erinnert, was ich vorhin über die Werthsteigerung eines Landguts durch Uebergang des Eigenthums an eine Genossenschaft sagte, so wird man mir darin beistimmen, dass ihre Begründung durch Geldleute sich nach den ersten Versuchen als ein ausgezeichnetes Geschält herausstellen wird, das kaum ein Risiko, aber anständige Gewinne und gute Verzinsung verspricht. Nun, zu einem ausgezeichneten Geschäft braucht man den Leuten nicht lange zuzureden. Wie viele Güter sind heute schon bis fast oder über den vollen Werth verschuldet! Es ist ja bekannt, dass viele Hypothekenbanken schon lange nicht mehr ihre Zinsen richtig erhalten und nur darum nicht zur Subhastation schreiten, weil die Selbstverwaltung durch Beamte noch viel theurer zu stehen kommt, und weil sie sich scheuen, „Abschreibungen zu machen“. Wenn diese Leute einen Weg vor sich sehen, ihr Guthaben zu retten, so werden sie sich nicht lange besinnen, ihn zu gehen, d. h. zu subhastiren und an eine zu dem Zweck gebildete, unter tüchtige Leitung gestellte Genossenschaft zu verpachten oder zu verkaufen. Ebenso giebt es Tausende hoch verschuldeter Gutsbesitzer, die sich zwar noch mühsam halten, aber sehr gern ein Mittel benutzen würden, um mit Ehren und ihrem Anlagekapital sich herauszuziehen. Diese werden, wenn sie Lust und Geschick zur Wirthschaft haben, ihr Gut an eine Genossenschaft auflassen und gegen Gehalt und Tantième als Administratoren auf Lebenszeit, mit Wohnung im Herrenhause und Jagdrecht im Walde, die Genossenschaft selbst vertreten können.

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, dass, wenn der erste Versuch glückt, in ganz kurzer Zeit eine sehr grosse Anzahl von Gütern in Genossenschaften werden umgewandelt werden. Wer das utopistisch findet, dem sei gesagt, dass aus den 16 Wollenwebern, die 1846 in Rochdale den ersten Konsumverein gründeten, 1896 schon ein und eine halbe Million britischer Konsumgenossen geworden sind, d. h. mit Familie ca. 4 Millionen Menschen, die 360 Millionen eignes Kapital besassen, und von einem Umsatz von anderthalb tausend Millionen Mark 155 Millionen als Einkaufsdividende auszahlen konnten. Der sei ferner darin erinnert, dass aus den paar Mitgliedern der von Schulze-Delitzsch begründeten Volksbanken im Jahre 1897 fast 500 000 Mann geworden sind, die über 150 Millionen Mark eigenes Kapital besassen und rund 1750 Millionen Mark Kredite ausgeben konnten! Dem sei gesagt, dass die paar deutschen Genossenschaften, die er im harten Kampfe mit der Reaktion gründete, heute auf mehr als 16 000 sich vermehrt haben, deren Mitgliederzahl sich auf mehrere Millionen Familienvorstände beläuft. Diese Zahlen beweisen, dass jede Genossenschaft,

die als Geschäft Vortheile bietet, sich mit ungeheurer Schnelligkeit vermehrt. Und darum ist garnicht daran zu zweifeln, dass auch die ländliche Genossenschaft, wenn sie sich als Geschäft bewährt, sich ebenso schnell vermehren wird. Ob sie sich bewähren wird, kann freilich nur der Versuch lehren: aber dass er die besten Aussichten hat, kann Niemand bestreiten.

Nun wird man mir sagen, dass trotz alledem doch keine Hebung der ganzen Landarbeiterklasse zu erwarten ist. Denn wie wollen wir diejenigen Landarbeiter heben, die auf Gütern schwach verschuldeter Herren oder gar schuldenfreier Fideikommissbesitzer leben?

Nun, diese Leute werden gezwungen, vom hohen Ross herab zu steigen. Nicht durch eine Revolution, nicht durch einen etwa vernünftig gewordenen Staat, sondern durch die Kraft rein wirthschaftlicher Dinge.

Auf unseren grossen Gütern herrscht, wie man aus den Klagen der Agrarier weiss, schon jetzt ein chronischer Arbeitermangel. Will ein genossenschaftlicher Gutsbetrieb rationell wirthschaften, so muss er Arbeitskräfte heranziehen, und noch viel mehr, wenn er zu höherer Intensität des Anbaus vorschreiten will. Diese Arbeitskräfte können nur von den grossen Gütern herkommen, die noch unter privater Verwaltung stehen. Man rechnet, dass auf einem parzellirten Rittergute ungefähr drei Mal so viel Familien Unterkommen und lohnende Arbeit haben, wie vorher Tagelöhner. Wenn also auch nur einige Hundert Grossgüter in Genossenschaften verwandelt werden, dann strömen schon viele Tausende von Arbeiterfamilien aus dem Privatbesitz ab. Dann verschiebt sich Angebot und Nachfrage auf dem ländlichen Arbeitsmarkte zu Gunsten der Arbeiter, ihr Lohn muss steigen, d. h. die ganze Klasse wird gehoben.

Steigende Löhne für die Arbeiter bedeuten aber für den Gutsbesitzer verminderte Reinerträge. Wenn heute der Gutsherr z. B. an 50 Arbeiterfamilien je 300 Mark, also zusammen 15000 Mark mehr Lohn bezahlen müsste, wäre die Mehrzahl der heutigen Besitzer bankerott. Sie könnten ihre Hypothekenzinsen nicht erschwingen, kämen zur Subhastation — und ihre Gläubiger wären gezwungen, nolens volens die Güter an Genossenschaften aufzulassen. Damit begänne ein neuer Abstrom von Landarbeitern zu diesen Gütern, ein neues Steigen der Löhne, neue Bankerotts, neue Genossenschaften und so fort, bis kein einziges Grossgut mehr im Privatbesitz verblieben ist, das überhaupt Schuldzinsen aufzubringen hat.

Die paar Majorate und Fideikommisse, die vielleicht noch übrig bleiben, stören den Prozess nicht im Mindesten. Bleiben ihre Besitzer störrisch, und gestattet der Staat eine solche Vergeudung seines besten Nationalkapitals, dann können sie es brach liegen lassen: denn bewirthschaften könnten sie es nicht, aus Mangel an Tagelöhnern.

Als um das Jahr 1000 n. Chr. einige kluge deutsche Grossgrundbesitzer ihr Land an Genossenschaften von Bauern in Erbpacht gaben, dauerte es nur ganz kurze Zeit, bis alle Anderen gezwungen waren, das Gleiche zu thun, weil ihnen ihre Tagelöhner einfach fortliefen. Und jene Tagelöhner waren noch dazu schollengebunden und konnten gewaltsam zurückgeholt werden, wenn man sie fand! Unsere ostdeutschen Arbeiter aber geniessen das Recht der Freizügigkeit und können gehen, wohin sie wollen!

Es ist also die ländliche Produktivgenossenschaft höchst wahrscheinlich das Mittel, um die ganze Landarbeiterklasse zu heben. Und dann ist der Fuss

des Pferdes aus der Schlagfalle befreit: es kann aus dem Graben herausklettern und, wenn die Füsse steigen, steigen Rumpf und Kopf mit in die Höhe.

Man stelle sich vor, dass das Einkommen jeder ostelbischen Landarbeiterfamilie allmählich im Laufe der Zeit um je 300 Mark durchschnittlich steigen würde. Dann würde die Kaufkraft des Ostens um mindestens eine Milliarde jährlich steigen. Da diese Leute mit Nahrungsmitteln durch eigene Produktion fast vollkommen versehen sind, so würde diese ganze ungeheure Mehrkaufkraft als Nachfrage nach industriellen Erzeugnissen auf dem Markt der Städte erscheinen. Was das zu bedeuten hat, zeigt der Zustand des Handwerks im Westen und Südwesten, wo wohlhabende Bauern kaufen, statt ausgehungerter Tagelöhner. Und man frage die Handwerker in Colberg danach, wo das Handwerk mit einem Schlage seinen goldenen Boden wiederfand, weil ein jüdischer Güterschlächter ein paar Rittergüter mit Bauern besetzt und dabei noch ein glänzendes Geschäft gemacht hatte. Der verödete Wochenmarkt füllte sich auf ein Mal, und in den Kassen der Handwerker klingelten die Thaler!

Kehren wir zu unsrer Betrachtung zurück! Wir hatten angenommen, dass die in ihrem Einkommen wesentlich gehobene Landarbeiterbevölkerung eine Milliarde mehr industrielle Waaren auf dem Markte nachfrage. Eine Nachfrage nach Waaren ist gleichzeitig eine solche nach denen, die diese Waaren herstellen, d. h. nach industriellen Arbeitern. Wenn die Nachfrage steigt bei gleichbleibendem Angebot, so wissen wir, dass der Preis steigt; der Preis der Arbeitskraft ist der Lohn, also steigt der Lohn der Industriearbeiter.

Das ist aber noch längst nicht Alles. Bisher ist der Ueberschuss der ländlichen Geburten regelmässig in die Städte gewandert, um dort als „industrielle Reservearmee“ den Lohn der Anderen zu drücken. Jetzt wandern diese Landarbeiter zwar auch von den Herrengütern ab, aber nicht mehr in die Städte, sondern in die ländlichen Genossenschaften. Vielleicht, wahrscheinlich sogar wandern städtische Handwerker zurück auf das Land, um dort den Hobel zu führen oder den Pechdraht zu schwingen.

Was heisst das? Das heisst, dass, während die Nachfrage nach Industriearbeitern stark anwächst, das Angebot von denselben Arbeitern sich immer mehr verringert. Und das heisst, dass der Lohn auch stark steigt. Das heisst, dass der Antheil der Arbeit am nationalen Güterprodukt wächst, der Antheil des Kapitals aber sinkt. Das heisst der Anfang der Lösung der sozialen Frage.

Das scheint arg „utopistisch“. Das ist es aber nicht mehr, seitdem ich den Nachweis geführt habe, dass diese sogenannte Utopie vierhundert Jahre lang bestanden hat.

So lange das deutsche Land in den Händen freier bäuerlicher Genossenschaften war, vier glückliche Jahrhunderte, so lange hat jener Zustand bestanden einer Volkswirthschaft ohne wirthschaftliche Ausbeutung, ohne Krisen und unverschuldete Noth, jener Zustand hoher öffentlicher Sittlichkeit, jenes Handwerk, das durch die Kunst geadelt war. Jene Zeit, die des XI. bis XIV. Jahrhunderts, hatte noch keine Macht über die Elemente; noch war die thierische und menschliche Muskelkraft der einzige Arbeitsmotor. Jene Zeit war also bettelarm gegen die unsere, die neben jeden deutschen Arbeiter schon zwanzig Stahlsklaven gestellt hat. und doch war sie übermässig reich. Man

berechne nun, wie unermesslich reich wir sein müssten, wenn wir unsere gewaltigen Wirthschaftskräfte so voll entfalten könnten, wie jene ihre winzigen!

Aber man könnte vielleicht einwenden: das ist so lange her; das kann eine falsche Deutung der lückenhaften geschichtlichen Ueberlieferung sein; das kann selbst richtig sein, ohne für unsre Zeit etwas zu beweisen, die in ihrer Produktionsgrundlage mit so ganz anderen Kräften und Mitteln rechnet!

Solche Einwände sind nicht von der Hand zu weisen. Aber sie sind zu widerlegen mit einer Reihe von Erfahrungen, die der Gegenwart und einem der kapitalistisch am stärksten entfalteten Länder entstammen, der nordamerikanischen Union.

Es handelt sich um drei Gemeinwesen, deren wirthschaftliche Grundlage der allgemeine Besitz an Grund und Boden ist, derart, dass Jedem, der es wünscht, Land für Wohn- und Wirthschaftszwecke, aber nicht mehr, in ausreichendem Umfang zur Verfügung steht. Nirgend ist die Möglichkeit zur spekulativen „Aussperrung" von Grundstücken gegeben, nirgend zieht ein Grundeigenthümer deshalb wachsende „Grundrente", gerade wie im deutschen Mittelalter.

Und überall steht auf dieser Grundlage derselbe genossenschaftlich gegliederte Oberbau. Nirgend ist von Proletariat, Armuth und „Ausbeutung" eine Spur zu finden; nirgend hat eine „Krise" den Bestand des Gemeinwesens erschüttern können. Ueberall findet sich ein erstaunlich hoher Grad allgemeinen und ziemlich gleich vertheilten Wohlstandes, überall eine hohe Sittlichkeit, die sich in der völligen Abwesenheit von Verbrechen und Prostitution darstellt. Das kleinste dieser Gemeinwesen ist die Kolonie Riverside in Californien, der berühmteste Orangengarten Westamerikas, den fleissige genossenschaftlich geschlossene Arbeiter binnen wenig Jahren aus einer von jeher für gänzlich werthlos gehaltenen Sandwüste hervorgezaubert haben. Smythe schreibt darüber im Atlantic Monthly:

„Die Häuser und Strassen der Kolonie, die in weniger als einem Menschenalter auf einer geringen Schafweide entstanden sind, gehören zu den schönsten der Welt. Wenn man sie voll Entzücken betrachtet, muss man sich immer daran erinnern, dass dies die Wohnungen und das Milieu von Leuten in mittleren Verhältnissen sind, die ihren Lebensunterhalt durch Feldarbeit erwerben. Gewiss giebt es in den vornehmen Vorstädten der grossen Städte des Ostens ähnlich schöne Villenkolonieen; aber diese stehen im Eigenthum der oberen Klasse, der kleinen Minderheit, die reich oder wenigstens sehr wohlhabend ist. Es sind keine Bauern und Gärtner, sondern Geschäftsleute und Fabrikanten, die sich heraufgearbeitet haben. In Riverside aber leben wenigstens 90 % der Gesammtbevölkerung in Häusern, die an schönen Gartenstrassen liegen, in einer fast ununterbrochenen Flucht gut gehaltener Rasenplätze, reicher Blumenparterres und zierlicher Gartenanlagen. Zeitungsausträger durcheilen die Prachtstrassen mit den Morgens und Abends am Orte selbst erscheinenden Blättern; und die Einwohner, obgleich aus Bauern bestehend, füllen ihre Badewannen aus einer die ganze Stadt versorgenden Leitung und erleuchten ihre Häuser mit elektrischem Licht. Im Centrum der Kolonie sind feine Kaufläden, Kirchen, Gasthöfe und Versammlungsräume. Ihre Schulen stehen auf der höchsten Stufe und sind in Gebäuden untergebracht, deren Schönheit und Bequemlichkeit von der Höhe des künstlerischen Sinnes der Bürgerschaft Zeugniss ablegen. Gut geleitet sind auch der Klub und sein Lesezimmer. Es giebt nur eine einzige Kneipe in der Kolonie, aber es wird entschieden als unschicklich betrachtet, sie zu besuchen."

Die Grundlage ist hier das kleine Bauerngut (von 6—12 Morgen!) unter Ausschluss jeden Grossgrundbesitzes: und darauf steht der Oberbau des geschilderten gleichmässigen Wohlstandes bei einer in allem Wesentlichen genossenschaftlichen Organisation der Wirthschaft. Die Wasserwerke, der Lebensnerv der Kolonie, und der Absatz der Früchte werden genossenschaftlich verwaltet. „Ausbeutung" von Arbeitern ist unbekannt: denn wo Jeder Zugang zu eigenem Landbesitz hat, kann es keine Knechte und Lohnarbeiter geben. Darum steht die Arbeit in so hohem Ansehen, dass bei einem Banket, das die Kolonie dem Kongress der Wasserbautechniker gab, die Damen der Honoratioren bei Tische servirten. Zur grössten Verwunderung der europäischen Gäste brachte Sennor de Ybarrola einen Toast auf die „liebenswürdigen Kellnerinnen" aus.

Der zweite Fall betrifft eine reine Ackerbaukolonie, Vineland in New Jersey. Charles K. Zandis, der Besitzer eines sehr grossen Areals, hielt sein Versprechen, den letzten Acre des Landes wie den ersten für denselben fixen Preis zu verkaufen, schloss dadurch die Bildung und den Bezug von „Zuwachsrente" aus und erreichte es, dass binnen zwölf Jahren nicht weniger als elftausend Menschen seine Gründung bevölkerten, die in einem ganz ebenso grossen und ebenso allgemeinen Wohlstand und in ebenso hoher Kultur und Sittlichkeit lebten, wie die Obstzüchter von Riverside.

Der dritte Fall betrifft einen ganzen Staat der Union und zwar den Mormonenstaat Utah. Auch hier dieselbe Grundlage, das allgemeine Eigenthum an Grund und Boden in Gestalt des kleinen Bauerngutes mit Ausschluss jedes Grossgrundeigenthums, auch hier derselbe auffallende Wohlstand bei Abwesenheit jeder Armuth, jeder „Ausbeutung" und Krise, dieselbe genossenschaftliche Organisation der Wasserversorgung, der Produktion und des Konsums. Eine genaue Darstellung findet sich im Atlantic Monthly vom Mai 1886 aus der Feder von A. Smythe, die in meiner gekürzten Uebersetzung im März-Hefte der Zeitschrift für Sozialwissenschaft erschienen ist.[5])

Diese Thatsachen, die weder von den Vertretern der geltenden nationalökonomischen noch von denen der geltenden moralischen Auffassung erklärt werden können, bilden schlagende Beweise für die Richtigkeit meiner wirthschaftlichen Gesammtauffassung und legitimiren somit vor Allem meine oben gegebene Auffassung der mittelalterlichen Volkswirthschaft.

Diese Grundlage einer vernünftigen „harmonischen" Wirthschaft können wir auch im alten Europa, trotz seiner „zerfallenen Schlösser" wiederherstellen, die Möglichkeit für Jeden, Zugang zu Grund und Boden zu erlangen, ohne dem juristischen Eigenthum eine von Jahr zu Jahr wachsende Steuer, die „Zuwachsrente" zu entrichten. Der Weg dazu führt über die landwirthschaftliche Produktivgenossenschaft zur Siedlungsgenossenschaft.

---

[5]) Um dem Einwande vorzubeugen, warum denn diese Kolonieen nicht den Einfluss auf die umgebende Wirthschaft genommen haben, den ich von den „Siedlungsgenossenschaften" erwarte, sei bemerkt, dass diese Kolonieen nicht im Mittelpunkt der Zivilisation gegründet worden sind, wo die Grundrente schon hoch ist, sondern an ihrer äussersten Peripherie, wo die Grundrente noch fast Null ist. Ferner, dass die Nachbarn dieser Kolonieen keine Grossgrundbesitzer sind, denen ihre „Arbeiter" und damit ihre Wirthschaftskraft entzogen werden können, sondern kleine Farmer, die in nichts geschädigt werden, wenn ihre Nachbarn reich und frei sind. Uebrigens ist eine Rückwirkung auf die „Arbeiterverhältnisse" in Californien auch so schon deutlich erkennbar.

Die Mormonenbauern konnten binnen fünfzig Jahren 463 Millionen Dollars mehr als ihren Lebensunterhalt erwirthschaften: das macht pro Jahr und Familie bei höchstens 19 500 Farmern fast 1800 Mark. Und diese Leute fingen mit nichts an in einer Wüste, die nur Salz tragen zu können schien, und lebten fern von der Zivilisation und ihrer produktionssteigenden Arbeitstheilung! Wie hoch müsste da der Wohlstand einer solchen Kolonie mitten im alten Kulturlande wachsen, die auf fruchtbarem Boden und im Genuss aller Hilfsmittel einer reich gegliederten Volkswirthschaft emporwüchse?! Die sich Strassen, Eisenbahnen, Post und Telegraphie nicht erst aus dem Nichts zu schaffen hätte, die nicht jedes Werkzeug, jede Maschine, jeden Hilfsstoff erst tausend Meilen auf Ochsenwagen mit ungeheuren Frachtkosten heranschleppen müsste?! Die nicht alle Einrichtungen einer geordneten Staatsverwaltung auf allen Gebieten der Wohlfahrt erst aus ihren Ueberschüssen ersparen müsste. Dem Gedanken schwindelt bei den Perspektiven, die sich da eröffnen.

Unser öffentlicher Reichthum — und das ist wenig bekannt — wird durch eine Fessel unerträglich zurückgehalten. Denn so wahr der Satz immer ist, dass wir nicht mehr verzehren können, als wir herstellen konnten, genau so wahr ist der umgekehrte Satz, den die zünftige Wissenschaft bis jetzt nicht hat anerkennen wollen: Wir können nicht mehr herstellen, als wir verzehren dürfen! Wir dürfen nur wenig verzehren, weil die Kaufkraft der Volksmassen durch unser unseliges Lohnsystem tiefgehalten wird: und darum können wir die unendliche Macht, die uns die gezähmten Elemente schon heute darbieten, nicht zur Erzeugung von Reichthum ausnützen, stellen viel weniger Güter her, als wir herstellen könnten, wenn Alles, was wir erzeugen, den Weg zu Denen finden könnte, die seiner nöthig bedürfen. Diesen Weg sperrt ihnen aber das Lohnsystem, und das Lohnsystem ist nichts als eine direkte Folge der Okkupation des Grund und Bodens durch Private. Räumen wir dies Hinderniss aus dem Wege, so lösen wir unseren willigen Dienern, den Elementen, die gefesselten Glieder, und sie werden uns mit Reichthümern überschütten, von denen wir uns heute noch keinen Begriff machen können. Des ist der Reichthum von Riverside, von Vineland und Utah ein ebenso redendes Zeugniss, wie die Sebalduskirche in Nürnberg und das Münster von Strassburg.

Keine blutige Revolution, keine Umwälzung der Staats- und Wirthschaftsform, nicht einmal die Aenderung eines einzigen Gesetzes ist nöthig, um diesen Zustand herbeizufüren: das Wunder wird wirken ganz allein die Genossenschaft!

* * *

Zum Schluss noch einige Worte über die Förderung, die der kämpfende, demokratische und soziale Gedanke aus einer blühenden genossenschaftlichen Bewegung der Landarbeiter gewinnen könnte.

Erstens muss zugestanden werden, dass der Glaube an das baldige Eintreten des Zukunftstaates von den besten Köpfen der sozialdemokratischen Partei und den führenden Schichten der Arbeiterschaft aufgegeben worden ist. Die Vollmar-Heine-Bernsteinsche Auffassung, dass das „Endziel" nichts sei, und die „Bewegung" Alles, ist augenscheinlich im siegreichen Vordringen, und so steht die Partei in der Gefahr, ihr religiöses Element zu verlieren, den Glauben, der selig macht und Berge versetzt. Mein System bietet ein neues Glaubensbekenntniss, und zwar ein Zukunftsideal, dessen Grundzüge mit aller

erdenklichen Genauigkeit theoretisch und historisch festgelegt sind, und das keiner der Einwendungen ausgesetzt ist, die unsere reaktionären Gegner bisher gegen das kollektivistische Ideal erhoben haben.

Zweitens aber ist die Genossenschaft — nicht ein Mittel —, sondern geradezu das Mittel zur Eroberung der politischen Macht. Man hält mir oft entgegen, mein Plan werde diskutabel werden, wenn das Proletariat erst die politische Macht, die Majorität in den Parlamenten, besitzen werde. Diese Auffassung ist kindlich, denn nichts ist unwahrscheinlicher, als dass das Proletariat jemals die politische Macht erringen wird, wenn es nicht seine Taktik von Grund aus, und zwar in der von mir angestrebten Richtung, ändert.

Was giebt der Reaktion in Preussen und Deutschland das Uebergewicht in den parlamentarischen Vertretungen? Der unglückliche Umstand allein, dass die Landbevölkerung, sei es aus Zwang, sei es aus Mangel an Bildung, die ihr feindlichen Interessen der konservativen resp. klerikalen Grundbesitzer vertritt. Diese werden das Koalitionsrecht niemals gewähren, werden niemals eine bessere Schulbildung, niemals eine politische Aufklärung zulassen, werden niemals darein willigen, dass durch eine Neueintheilung der Wahlkreise der industriellen Bevölkerung die ihrem Wachsthum entsprechende Mehrzahl von Vertretungen zugebilligt werde. Das heisst: das Proletariat wird zwar an Stimmen zunehmen, aber nicht entfernt im Verhältniss an Mandaten, d. h. an politischer Macht. Es werden noch ganze Generationen darüber hinsterben, ehe die soziale Demokratie den Vorrang gewinnt, der ihr heute schon nach Maassgabe ihrer Stimmenzahl zustände.

Hier giebt es nur ein Mittel: Gewinnung der ländlichen Wahlkreise durch Weckung der Landarbeiter!! Und das ist der sozialdemokratischen Partei mit ihrem heutigen Programm und ihrer heutigen Taktik fast oder ganz unmöglich. Man lasse sich nicht durch einzelne Tageserfolge verblenden! Die in den Städten bewährte Taktik der Agitation von Werkstatt zu Werkstatt, von Haus zu Haus, der öffentlichen Reden, Versammlungen, Flugblätter und der Presse, ist fast machtlos gegen die Gewalt der Grundherren und ihrer Gutspolizei und gegen die geistige Rückständigkeit der Tagelöhner! Und das Programm der Partei ist geradezu ein Hinderniss für die Landagitation.

Mein System bietet ein Agrarprogramm, das für Landarbeiter und Kleinbauern gleich verlockend ist. „Der Staat soll die grossen Güter expropriiren und den Tagelöhnern, die sie bebaut haben, übergeben! Der Bauer bleibt unangefochten in seinem Besitz, aber seinen jüngeren Söhnen wird im Osten neues Land angewiesen!“ Ich meine, ein besseres Agrarprogramm sei nicht zu finden.

Und meine Taktik umgeht alle Schwierigkeiten. Sie will nicht durch Reden wirken, sondern durch Thaten. Sie will die Landarbeiter wirthschaftlich heben, um sie dann geistig zu erziehen. Sie will sich auf dem Lande selbst einwurzeln, von innen heraus seine politischen Verhältnisse umgestalten, statt mit gelegentlicher Agitation von aussen her anzugreifen. Sie will die ungeheure Macht, die die Gutspolizei dem Junker einräumt, in den Dienst der Freiheit zwingen. Auf diese Weise wird sie die Landarbeiterbevölkerung dem Gefolge der Junker entreissen, zur Vertretung ihrer eigenen Interessen leiten, die mit denen des städtischen Proletariats identisch sind, wird den Feudalherren die Wurzel ihrer politischen Macht durchschneiden.

Zwei, drei Genossenschaften in jedem Wahlkreise als Centrum wirthschaftlicher Hebung und politischer Aufklärung: und die politische Macht gleitet in die Hände des Proletariats hinüber. Einen andern Weg vermag ich nicht zu erblicken. Nicht erst *nach* dem Siege der Arbeiterklasse, *sondern, um den Sieg zu organisiren,* sollte man sich mit meinen Ideen beschäftigen.

Mit den Summen, die der Hamburger Streik nutzlos verschlungen hat, liessen sich zwanzig Rittergüter in Genossenschaften umwandeln. Die Arbeiter-Konsumvereine liefen nicht die geringste Gefahr, wenn sie Güter erwerben und für ihren eignen Gebrauch bewirthschaften lassen wollten. Die Organisation der Kundschaft der städtischen Arbeiter könnte jährlich die Mittel schaffen für eine Unzahl neuer Erwerbungen, die Gewerkschaften könnten sich mit einem Theil ihrer Baarmittel ansiedeln, *um im Falle von Streiks ihre ausständigen Mitglieder ganz und gar vom Arbeitsmarkt zurückziehen und dabei für die Zeit des Ausstandes auf den Gütern produktiv beschäftigen zu können:* kurz, der städtischen Arbeiterschaft stehen fast unbegrenzte Mittel zur Verfügung, wenn sie diesen Weg beschreiten will. So könnte sie an ihrer eigenen Zukunft *schaffend* arbeiten.



Verlag der Sozialistischen Monatshefte zu Berlin. (Eigenthümer: Dr. R. Friedeberg.)
Druck von Max Bading, Berlin SW.

